

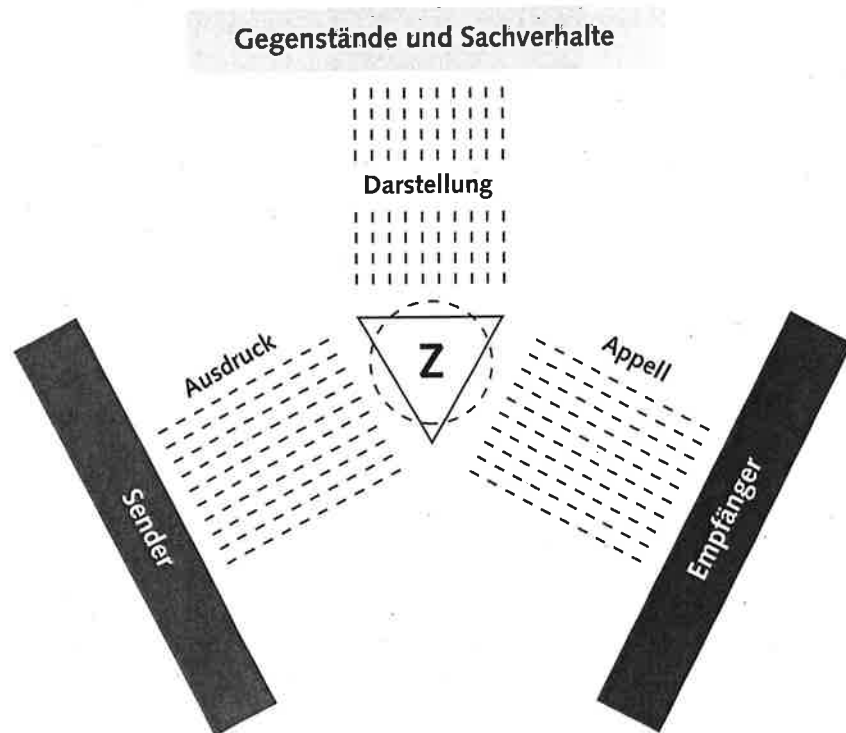
Das Organonmodell

Eines der berühmtesten Modelle, die die Beziehung von Sprache zur Wirklichkeit darstellen, stammt vom deutschen Psychologen *Karl Bühler* (1879–1963) aus dem Jahr 1934. Er nannte es «Organonmodell» nach dem griechischen Wort «organon» (Werkzeug). Sprache war für Bühler also ein Mittel zum Zweck der Kommunikation, eine Vorstellung, die auf den antiken griechischen Philosophen Platon zurückgeht.

■ Zeichentheorie und Kommunikation

In sein Organonmodell integrierte Bühler das Zeichenmodell, wonach die sprachlichen Zeichen (Z) einem aussersprachlichen Gegenstand oder einem Begriff entsprechen. → Mehr zur Zeichenhaftigkeit von Sprache finden Sie im Kapitel Sprache auf Seite 8 und im Glossar.

Darüber hinaus zeigt Bühlers Modell, dass das Zeichensystem Sprache der Kommunikation zwischen einem Sprecher (Sender) und einem Zuhörer (Empfänger) dient. Auf einer dritten Ebene zeigt sein Modell, dass das Gesagte – also das sprachliche Zeichen, das Wort resp. der Satz (das Dreieck) – und das Gemeinte – also die Vorstellung (der Kreis) – nicht ganz identisch sind.



■ Der Grundsatz der Kommunikation

«

Wie (Zeichen) sage (Ausdruck) ich (Sender) das,
was ich sagen will (Darstellung),

so (Appell),

dass der andere (Empfänger) es (Zeichendreieck)

so versteht (Vorstellung beim Empfänger),

wie ich (Vorstellung beim Sender) es (Zeichenkreis) meine?

Gleichberechtigung in der Sprache

■ Political Correctness

Aus den Vereinigten Staaten schwappte am Ende der 1980er-Jahre eine Sprachkritik-Welle auf Europa über, die auf diskriminierende Phänomene der Sprache aufmerksam macht. Sie geht davon aus, dass beispielsweise «Putzfrau» abwertend ist, weil das männliche Pendant «Putzmann» nicht existiert. «Politisch korrekt» ist eine Sprache, die niemanden diskriminiert. Deshalb sollte man von «Raumpflegerin» sprechen. Auch «Neger» ist verpönt, besser ist «Schwarzer», noch besser «Farbiger». Politisch korrekte Sprache arbeitet mit Euphemismen. Euphemismen haben eine lange Tradition. So spricht man von «Verteidigungsministerium», auch «geistig Behinderter» ist allgemein gebräuchlich.



■ Sprache und Emanzipation

In den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts entstand eine feministisch geprägte Sprachkritik, die untersuchte, inwieweit das Sprachverhalten die Geschlechterbilder prägt. Sie sieht es als Aufgabe, auf die sprachlichen Unterdrückungsmechanismen hinzuweisen und Gegenvorschläge auszuarbeiten.

«99 Kolleginnen und 1 Kollege sind 100 Kollegen», beklagte die Linguistin *Luise F. Pusch* (geb. 1944) 1984 in ihrem vielbeachteten Buch «Das Deutsche als Männersprache» die männliche Dominanz in der Sprache. So gibt es beispielsweise viele geschlechtsspezifische Berufsbezeichnungen: Kaufmann, aber nicht *Kauffrau; Minister, aber nicht *Ministerin, Hebamme, aber nicht *Hebammerich, Serviertochter, aber nicht *Serviersohn usw.

Puschs Kritik zielt in zwei Richtungen: auf das Sprachsystem und auf den Sprachgebrauch.

■ 1. Kritik am Sprachsystem

Kritisiert wird das Fehlen von parallelen femininen Bildungen in der Grammatik:

die Studentin	der Student
die Studentinnen	die Studenten
die Studenten	

Hierbei gibt es zwei Probleme: Es gibt keine geschlechtsunabhängige Singularform *das Student; und auch keine ebensolche Pluralform *die Students.

■ 2. Kritik am sexistischen Sprachgebrauch

Es ist unhöflich, wenn Frauen in der maskulinen Form mitgemeint sind.

■ Möglichkeiten der Gleichberechtigung der Sprache

Die harte Forderung der feministischen Sprachwissenschaft ist die Abschaffung des Suffixes «-in», denn dieses Suffix zementiere die Behandlung der Frau als Anhängsel des Mannes. Diese Forderung hat sich nicht durchgesetzt. Eine Reihe von anderen Massnahmen sind weiterhin im Gespräch:

Beidnennung

Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schüler.

grosses I

KollegInnen, SchülerInnen. Das grosse I ist weit verbreitet, aber eher als umgangssprachlich zu werten. Es provoziert einige Schwierigkeiten: Eine SchülerIn oder Ein SchülerIn oder EinE SchülerIn?



Schrägstrich

Student/in, Schüler/innen. Eine Variante davon ist die Klammer: Student(in), Schüler(innen). Das Problem der Artikelwahl gibt es auch hier: Ein Schüler/in oder Eine Schüler(in).

generisches Femininum

Statt dass wie bisher die Frauen in der maskulinen Form mitgemeint sind, sollen die Männer in der femininen Form mitgemeint sein: «Alle Ärztinnen des Spitals sind aufgefordert, bis ...»

Partizip Präsens

Gebrauch von Partizip-Präsens-Formen wie die «Studierenden» statt die «Studenten».

geschlechtsneutrale Bezeichnungen

Durchgehender Gebrauch von geschlechtsneutralen Bezeichnungen nach folgendem Muster:

der Mensch	
die Frau	der Mann
die Frauen	die Männer
die Menschen	

Im oben dargelegten Beispiel würde man z.B. nicht «die Studenten» sagen, sondern «die Studentenschaft» oder «die Studierenden». Damit lässt sich allerdings das Problem der fehlenden geschlechtsneutralen Singularform nicht umgehen (*das Student).

Das epische Theater

Die wichtigsten Neuerungen für das moderne Drama schuf Bertolt Brecht (1898–1956) mit dem «epischen Theater». Es «verfremdet» die Handlung auf der Bühne mit der Absicht, den Zuschauer zu verblüffen, damit er die Welt hinterfragt.

– Dramatische und epische Form

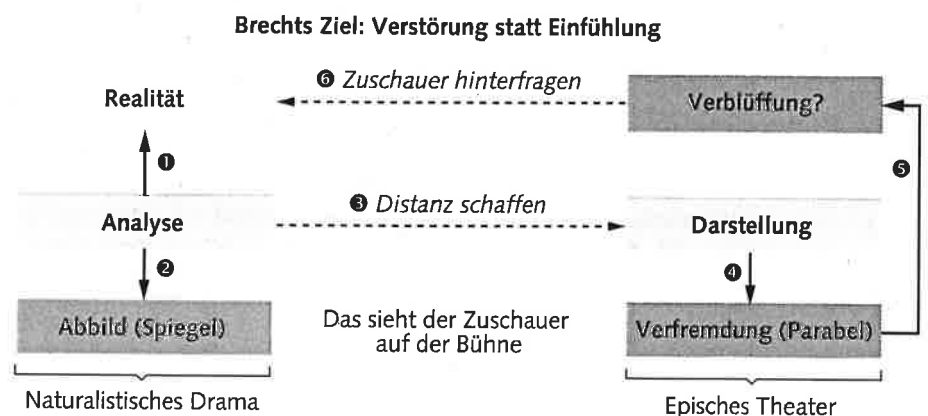
Brecht geht davon aus, das herkömmliche «dramatische Theater» würde vom Publikum passiv konsumiert. Dem stellt er sein «episches Theater» gegenüber. Das wichtigste Prinzip des epischen Theaters ist die Vermeidung der Identifikation mit dem Dargestellten. Dazu setzt es Elemente der Epik ein, d. h. es erzählt Handlung auf der Bühne und verfremdet damit die dargestellte Realität.

	Dramatische Form	Epische Form
Darstellung	Zuschauer wird in eine Handlung hineinversetzt	Zuschauer wird der Handlung gegenübergestellt
Zuschauer	Mitgefühl mit Helden	Distanz zu Figuren
Wirkung	Ermöglicht Gefühle und Erlebnis	Erzwingt Nachdenken und Erkenntnis
Funktion	Suggestion und Illusion	Desillusionierung und Verfremdung
Aufbau	Szenen beziehen sich linear aufeinander	– Jede Szene für sich – Sprünge zwischen Szenen
Inhalt	Zeitlose Affekte	Veränderbarkeit der Situation

(nach Brechts Anmerkung zu seiner Oper «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny», 1931)

– Wirkung des epischen Theaters

Die Wirkungsweise des epischen Theaters stellt die folgende Abbildung dar:



Die Aufgabe des Dramendichters ist es, die Realität zu analysieren ①. Wenn er sie allerdings auf der Bühne so wiedergibt, wie er sie antrifft ② (was das naturalistische Drama macht), schafft er keine Distanz zwischen Publikum und Darstellung. Distanz schafft er nur ③, indem er die auf der Bühne gezeigte Darstellung verfremdet ④, was im Zuschauer Verblüffung, Ratlosigkeit oder Verstörung auslöst ⑤. Der Zuschauer beginnt über das Dargestellte nachzudenken und findet dadurch einen kritischen Zugang zur Realität ⑥.